

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Johann, Anna
Mordsglück

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Na ja, den ersten Mord kann man eigentlich nicht rechnen. Das war keiner. Kein echter mit Vorsatz. Auch kein Totschlag im Affekt. Es war ein Test. Das Ergebnis hat mich selber überrascht. Er hatte dieses geheimnisvolle Fläschchen in seinem Badezimmer-schränkchen stehen, ganz hinten im obersten Fach. Versteckt hinter dem Etui mit seinem alten Rasierer. Ein roter Blitz war mit Nagellack draufgemalt. Darunter stand, auch in Rot: »Caution!!!« Der Stopfen war mit verschiedenen Lagen Leukoplast sorgfältig zugeklebt, darum noch zusätzlich ein paar Mal ein starker Bindfaden gewickelt. Grund genug für mich, das Fläschchen zu öffnen. Die Flüssigkeit darin war klar wie Wasser. Sie roch irgendwie nach Kakao. Ein bisschen bitter.

Das Fläschchen, das ich sorgfältig wieder so verschloss, wie es gewesen war, war mir in die Hände gefallen, als ich meine Sachen zusammenpackte, um aus seiner Wohnung auszuziehen. Denn da war für mich kein Platz mehr, weil vor zwei Wochen eine gewisse Gaby ... Ja, ja. Manchmal kann er sich sehr schnell entscheiden. Obwohl das sonst für ihn ein Riesenproblem ist. Ich habe ihm erst letzte Weih-

nachten einen Entscheidungswürfel geschenkt. Dieses Weihnachtsfest, das wir eigentlich auf Lanzarote verbringen wollten. Aber das hätte man schon ein Jahr vorher buchen müssen. Und deshalb ... siehe oben.

Also saßen wir am Heiligabend zu zweit vereint unter unserem ersten gemeinsamen Tannenbaum. ›Unter‹ ist nicht ganz richtig. Es war ein sehr kleiner Baum. Eine ziemlich winzige Blautanne. Blautanne müsste es schon sein, hatte er gemeint. Und sie sah wirklich sehr nett aus, wie sie auf unserem Küchenhocker stand, mit den zwei Strohsternen dran, die noch aus irgendeinem Weihnachtspaket übrig geblieben waren, das meine Mutter mir mal geschickt hatte.

Vor den Feiertagen war uns ein bisschen mulmig bei dem Gedanken: wir zu zweit allein. Die anderen Jahre, zwei insgesamt, waren wir immer, wenn wir nicht im Theater sein mussten, mit irgendwelchen Freunden oder Kollegen zusammen gewesen. Doch letztes Jahr ergab sich das irgendwie nicht. Weiß auch nicht, warum. Aber der Heiligabend war wirklich toll. Richtig festlich. Es gab ein Menü mit mehreren Gängen. Er kochte. War Klasse. Den Obstsalat hab ich gemacht, war auch nicht schlecht. Muss ich schon sagen.

Wieso rede ich jetzt von Weihnachten. Das ist doch wirklich der Schnee von gestern. Andererseits gehört das ja alles dazu, zu meiner Geschichte, zu meiner

Generalbeichte, die ich jetzt hier und auf der Stelle ablegen will.

Es ist, wie es ist. Man kann aus der katholischen Kirche austreten, sooft man will. Diese Prägung wird man einfach nicht mehr los in seinem Leben. Das Brandzeichen geht auch mit Rubbeln und Schrubben nicht weg. Und selbst wenn man sich's rausschneidet, wächst es darunter wieder nach. Was kann man machen, hab's mir schließlich nicht ausgesucht. Man wird in was hineingeboren, und dann steht man da. Den einen trifft's schlimmer, den anderen weniger heftig. Ich appelliere jetzt keinesfalls an irgendein Mitgefühl. Ich will auch keinem was vorheulen. Ich denke, ich liege mit meiner Biographie so im Katastrophenmittel. Obwohl es mir in meinem Leben manchmal so vorkam, als läge ich ganz vorn an der Spitze auf der Negativskala. Es war schon die absolute Härte. Mittelstand, katholisch und dann noch Rheinland. Den Ballast wirft man nicht so ohne weiteres lässig weit von sich. Ich hab's oft probiert, aber irgendwie ... Ich weiß auch nicht. Diese Mischung klebt so hartnäckig an einem wie Kaugummi.

Gut, zugegeben, das mit der Kirche wurde bei uns daheim nicht mehr ganz so streng gesehen. Meine Eltern konnten diesen Papst, diesen Betonküsser und Diktatorenhändeschüttler, auch nicht leiden. Und sagten das auch. Und wenn ich als Kind mal absolut keine Lust hatte, meiner »Sonntagspflicht zu genügen«, wie das so schön hieß, wurde ich auch nicht in

die Kirche geprügelt. Und es wurde auch nicht die ewige Verdammnis auf mich herabgepredigt. Aber das sechste Gebot. Die Sache mit der Sexualität. Als ich anfang, mich dafür zu interessieren ... na ja, zugegeben, es war ziemlich früh ... Ich höre meine Mutter noch: »Kind, du bist doch erst elf.«

Ich weiß nicht, wenn man meine Eltern so hört, hatten sie damit nie was am Hut. Ich hab sie oft mit Fragen gelöchert: Wie war das bei euch? Wann habt ihr euch das erste Mal geküsst? Wann das erste Mal miteinander geschlafen? Hattest du schon mal einen Orgasmus, Mama? Wenn ja, oft oder eher selten? Wie viele Männer respektive Frauen gab's vor eurer Ehe? Nie bekam ich eine Antwort. Obwohl, meine Mutter hat einmal angefangen von ihren ersten Studentenjahren zu erzählen. Sie hatte eine Bude, die war mal 'ne Garage. Gehörte zu so einem ganzen Garagenkomplex. Der Besitzer hatte irgendwann den genialen Einfall, die Garagentore durch eine Wand mit Fenster und Tür ersetzen zu lassen. Weil sich mit Studenten mehr Geld verdienen ließ als mit Autobesitzern. Ein bisschen Farbe an die Wände, einen billigen Ölofen in die Ecke. Das notwendigste Mobiliar. Das Klo lag im Haupthaus, und bei Regen wurden die schätzungsweise fünfzig Meter im Spurt zurückgelegt. Für nächtliche Notfälle musste der Putzeimer herhalten, und gebadet wurde wie in alten Zeiten nur samstags in der öffentlichen Badeanstalt.

»Es war herrlich.« Meine Mutter bekam ganz glänzende Augen, und auf ihren Wangen zeigten sich

zwei kreisrunde rote Flecken, was sonst nur passierte, wenn sie mehr als ein Glas Wein trank. Was selten genug vorkam. »Es war eine absolut sturmfreie Bude. Und was wir da für Feste gefeiert haben.«

Doch gerade, als sie dabei war, mir von ihrem ersten Besäufnis zu erzählen, kam mein Vater rein, sagte, nachdem er mitgekriegt hatte, um was es ging, mahnend: »Aber Trude, das Kind interessiert sich sicher nicht für deine Jugendsünden.« Worauf meine Mutter den Mund zuklappte wie ein Fisch, einmal tief Luft holte und das Thema wechselte. Schade, sehr schade. Entgegen der Meinung meines Vaters interessierte sich ›das Kind‹ sehr für die Jugendsünden seiner Eltern. Ich denke mal, so schlimm können die nicht gewesen sein. Na egal, wie's auch war. Irgendwann müssen sie das alles vergessen haben. Oder sie waren geniale Heuchler. Auf jeden Fall ist der Schockzustand meiner Mutter sonst nicht zu begreifen, in den sie fiel, als sie mich dabei ertappte, wie ich nackt mit gespreizten Beinen vor einem Spiegel hockte, um mich ›da unten‹ zu betrachten. ›Da unten‹, anders hieß das nicht bei uns. »Hast du dich ›da unten‹ auch gewaschen?« Ich muss allerdings zugeben, dass es in der deutschen Sprache schwierig ist, ›da unten‹ anders zu benennen. Ich habe bis heute auch noch keinen Ausdruck gefunden, der mir gefällt. Damals wollte ich auf jeden Fall endlich wissen, wie ich ›da unten‹ aussah. Als meine Mutter in mein Zimmer kam, erkundete ich gerade mit einem Finger mein feuchtes, warmes Innenleben und fand das, was

ich da sah und fühlte, sehr schön. Das laute »Pfui«, das sich dem mütterlichen Mund entrang, hatte ich deshalb erst gar nicht auf mich bezogen.

Tagelang wurde beraten, wie mit meiner Verfehlung, meiner Sittenlosigkeit, meiner Verdorbenheit umzugehen sei. Ein Arzt wurde konsultiert, ein Psychologe hinzugezogen. Es mit dem Pfarrer zu besprechen, davor scheute meine Mutter denn doch zurück. Das war ihr peinlich. Ich denke, vor allem weil sie nicht gewusst hätte, wie sie ihm gegenüber ›da unten‹ hätte benennen sollen. Wahrscheinlich war das mein Glück. Ich kam nicht in ein katholisches Mädcheninternat zu Nonnen. Ich stand nicht vierundzwanzig Stunden lang unter Aufsicht. Meine Hände wurden abends auch nicht mit Stricken ans Bettgestell gebunden. Und nach und nach legte sich die Aufregung. Ich musste feierlich geloben, das nie, nie wieder zu tun. Das war mein erstes falsches Gelöbnis. Ich war keinesfalls bereit, auf dieses angenehme Gefühl zu verzichten, das mir meine suchenden Finger bereiteten, und ahnte, was sich dann später als wahr herausstellte, dass diese Erkundungen noch viel größere Freuden mit sich bringen können. Wer weiß, vielleicht hat alles mit diesem Moment auf meinem Bett angefangen, als ich diese geheimnisvolle dunkle Öffnung mit ihrer reizvollen Umgebung zwischen meinen Beinen entdeckte.

Wo sind wir jetzt? Osnabrück. Ich hab Bremen verpasst. Dabei wollte ich jede Station ganz bewusst er-

leben, die mich von meinem alten Leben weg in das neue führt. War ich schon mal in Osnabrück? Nicht, dass ich wüsste. Os – na – brück! Es gibt Städte, da löst schon der Name irgendwelche Abneigung in mir aus. Da stimmt irgendwie das Verhältnis von Konsonanten und Vokalen nicht. Völliger Quatsch. Ich weiß. Schließlich kenne ich die Stadt ja überhaupt nicht. Die haben sicher auch 'ne nette Fußgängerzone. Doch wenn ich ehrlich bin, hab ich auch nicht die geringste Lust, sie kennen zu lernen. Wohnte nicht ein Onkel meiner Mutter da? Oder war es der von meinem Vater? Keine Ahnung. Es soll ja Menschen geben, die sich leidenschaftlich für ihre Verwandtschaft interessieren. Mir geht das völlig ab. Ist schon schlimm genug, dass zweimal im Jahr der große Herdenauftrieb Pflicht ist. Im Frühjahr feiert die Schwester meiner Mutter, im November die meines Vaters groß ihren Geburtstag. Jahr für Jahr. Immer noch!

Nett von meinen Eltern, mir den Status des Einzelkindes zu gönnen. So ist für die Zukunft eher mit einer Verringerung der verwandtschaftlichen Pflichten zu rechnen. Obwohl, einen großen Bruder hätte ich schon gerne gehabt. So einen wie meine Freundin Lene. Der brachte ihr das Schwimmen bei. Der baute ihr ein Baumhaus ganz oben in einer Buche, die neben ihrem Haus stand. Lene konnte schon lesen und schreiben, als ich in der ersten Klasse neben sie gesetzt wurde. Ich war oft grün vor Neid. Der wurde nur dadurch gemildert, dass ich ab und an mitbekam, wie

er sie ärgerte. Er nahm zum Beispiel ihre beiden Handgelenke und ohrfeigte sie mit ihren eigenen Händen. Fragte auch noch grinsend: »Warum haust du dich denn?« Oder er setzte sie, so sehr sie sich auch wehrte, oben auf den Küchenschrank, und sie musste bitten und betteln und Gott weiß was für Sklavendienste versprechen, damit er sie wieder runterholte.

Trotzdem war er meine erste große Liebe. Ich kannte nichts Schöneres, als wenn er mich im Winter auf seinem Schlitten mitnahm. Ich saß zwischen diesen harten Jungenbeinen, hielt mich an seinen Oberschenkeln fest, wenn wir die Straße runterrasteten, die von dem Dorf, in dem Lenes Großeltern wohnten, zum Bahnhof führte. Ich spürte seinen Körper in meinem Rücken. Und wenn er sich vorbeugte und mir ins Ohr schrie: »Macht's Spaß?«, konnte ich nur nicken. Sein warmer Atem in meinem Ohr machte, dass mir ein wohliger Schauer den Rücken runterlief. Da war ich acht.

Abgesehen von diesen Schlittenfahrten existierte ich damals nicht für ihn. Doch in dem Sommer, als ich zwölf wurde, fing er an mit mir spazieren zu gehen. Nur wir beide. Und zum Schluss gab's im Café am Dom immer einen Windbeutel für mich. Lene wollte er nicht dabei haben. Sie war sauer, was ich verstehen konnte. Ich fühlte mich schuldig ihr gegenüber, aber auf diese Spaziergänge wollte ich auf keinen Fall verzichten. Er redete mit mir über alles, und ich fühlte mich sehr erwachsen. »Du bist mein bester

Freund«, hat er mal gesagt. Das muss schon später gewesen sein.

Komisch, ich weiß noch genau, wie er aussah. Das Gesicht war fast quadratisch. Klingt, als ob es plump gewesen wäre. War's aber nicht. Ich mochte besonders seine Unterlippe. Seinen Mund überhaupt. Und dann die Augen. So graublau. Die die Farbe veränderten, je nach Stimmung. Besonders mochte ich das Hellblau, das sie immer dann bekamen, wenn er seine Schmeichelstimme einschaltete. Damit konnte er bei mir alles erreichen.

Wie damals im Sommer, in der Küche ihres Ferienhauses. Ich war vierzehn. Mir war nach jahrelangem Betteln endlich erlaubt worden, mit Lene, ihren Eltern und ihrem Bruder die Sommerferien in Italien zu verbringen. Die fuhren da jedes Jahr hin. Auf jeden Fall, eines Tages hatte er mich in die Küche gelockt. Wie und warum, weiß ich nicht mehr. Lene war, glaub ich, noch am Strand. Und die Eltern hielten ›Siesta‹. Da schob er mit beiden Händen mein T-Shirt hoch und sagte mit seiner Streichelstimme: »Musst dich nicht wehren. Ich will dich nur mal ansehen.«

Ich wollte mich gar nicht wehren, schämte mich nur fürchterlich, als meine Brustwarzen plötzlich schmerzhaft von meinem knöchigen Brustkorb abstanden, als er sie, erst die linke, dann die rechte, zart küsste. Und ich habe ihm dabei das Haar gestreichelt, das sich so weich anfühlte. Das Haar, das ihm in einer wirren Locke in die Stirn fiel.

So wie dem Menschen mir gegenüber. Der saß eben noch nicht da. Hab gar nicht gemerkt, wie der reingekommen ist. Irritiert mich, das mit der Locke. Und graublaue Augen hat er auch. Was soll's? Wo war ich stehen geblieben? Bei meiner ersten großen Liebe. Mehr als dieser scheue Kuss auf meine Brustwarzen hat damals nicht stattgefunden. Lene zog mit ihren Eltern in ein anderes Land. In ein Land ziemlich weit weg von unserem. Und den Bruder mit dem weichen Haar, den graublauen Augen, den knöchigen Jungenbeinen, dem warmen Atem an meinem Ohr, der Schmeichelstimme und den scheuen Küssen auf meine Brustwarzen nahmen sie mit. Vorbei die Winterwochenenden bei den Großeltern im Bergischen Land. Keine Hausaufgaben mehr in Lenes Bude, während ich nach nebenan horchte und wartete, dass er reinkam und grinsend fragte: »Wie geht's denn heute, Mädels?« Keine Chance mehr, ihm irgendwann mal wieder das weiche Haar zu streicheln und sich vorzustellen, wie es denn wäre, wenn er mich das erste Mal auf den Mund küssen würde.

Ein paar Monate kamen noch Briefe und Karten von Lene, und manchmal stand am Ende ein kurzer Gruß von ihm drunter. Und immer wieder ihre Frage: »Was ist los? Warum schreibst du mir nicht?«

Ich konnte nicht. Ihr zu schreiben hieß auch, an ihn zu denken, und das tat zu weh. Jahrelang noch spürte ich seine Hände, wie sie mein Gesicht festhielten, als er sich von mir verabschiedete. Er sah mich sehr genau an, unerträglich lange. Ich wollte nur, dass das